

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 63=83 (1917)

Heft: 3

Artikel: Von einigen Mitteln der Kriegstechnik und deren Verwendung

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-33484>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lande hatte, zwangen es, Unterstützungen bei seinen Verbündeten zu suchen. England und Frankreich erklärten sich auch zur Hilfe bereit. Sie stellten eine starke Flotte und ein gut ausgerüstetes Expeditionsheer auf, die gemeinschaftlich die Dardanellen bezwingen, Konstantinopel einnehmen und diese Hauptstützpunkte der türkischen Macht angeblich Rußland übergeben sollten, das dann leicht den Rest der türkischen Streitkräfte überwinden konnte.

Die englisch-französischen Seestreitkräfte begannen schon im November 1914 mit der Beschießung der türkischen Forts und der Batterien der Dardanellen, doch mit negativem Resultat. Es folgten dann kleinere Vorstöße und am 19. Februar 1915 ein systematischer Flottenangriff mit einer beträchtlichen Anzahl größter und kleinerer Kriegsschiffe (zusammen etwa 60 Fahrzeugen) der volle vier Wochen anhielt. Die gewaltigen Angriffe erreichten nicht die Niederkämpfung der türkischen Befestigungen, auch wiederholte Landungsversuche wurden unter schwersten Verlusten der Angreifer vereitelt. Eine letzte Anstrengung der englisch-französischen Flotte am 18. März endigte mit ihrer vollständigen Niederlage; sie zog sich, eine Anzahl großer Schlachtschiffe auf dem Meeresgrund zurücklassend und eine Menge schwer beschädigter mit sich schleppend, zurück.

Der bedeutende Erfolg der Türkei war nur möglich durch die Kriegstüchtigkeit und hervorragende Tapferkeit ihrer Truppen, durch die treffliche Beschaffenheit der Befestigungen sowie durch die glänzende Treffsicherheit der Geschütze. Dieser erste Sieg berechtigte die Türkei zur festen Zuversicht, auch weitere und noch stärkere Angriffe abzuwehren zu können.

Diese Angriffe ließen nicht lange auf sich warten. Eine riesige Flotte feindlicher Transportschiffe, 63 an der Zahl, kam Ende April mit Truppen und Material, begleitet von zahlreichen Kriegsschiffen, vor den Dardanellen an, und unter dem Schutze der Schiffsgeschütze sollten auf Gallipoli 80,000 mit den modernsten Kriegsmitteln ausgerüstete Soldaten, 25,000 auf dem asiatischen Ufer gelandet werden. Am 25. April frühmorgens eröffnete die feindliche Flotte ein furchtbares Artilleriefeuer, um die Landung der Truppen auf der Halbinsel Gallipoli zu decken. Den hartnäckig den Boden ihres Vaterlandes verteidigenden Türken gelang es, nachdem der furchtbare Kampf den ganzen Tag hin und her gewogt hatte, durch einen kühnen Bajonettangriff in der folgenden Nacht den Feind größtenteils zurückzuwerfen. An den beiden folgenden Tagen griff der Feind wieder an, ohne den gewünschten Erfolg. Dagegen hatte er bereits am 28. April einen Verlust von 30,000 Mann, darunter 10,000 Tote. Trotzdem wurden die Landungsversuche nicht aufgegeben. Der 6. Mai brachte bei Ari Burun eine weitere Niederlage mit 20,000 Toten. Doch es kamen immer wieder neue Verstärkungen, die zwar die unter größten Verlusten gewonnene Stellung behaupten, aber nicht weiter kommen konnten. Die fortwährenden Angriffe kosteten ungeheure Opfer, erinnert sei nur an die furchtbare Niederlage bei Annaforta. Die Türken verteidigten den Heimatboden mit einer Bravour, die selbst dem Gegner Worte höchster Anerkennung abzwang. In einem Leitartikel der „Daily Chronicle“ vom 4. September 1915 wird hervorgehoben,

daß die Türken so tapfer wie denkbar waren. Wörtlich heißt es weiter: „... jeder weiß, daß es keine zäheren Truppen in der Welt gibt als die Türken, wenn sie gut organisiert und geführt sind und in starken Stellungen in der Defensive kämpfen.“ Das englische Blatt hat vergessen, daß die Türken sich auch im Angriff glänzend bewährten, wie ihre Gegenoffensive auf Gallipoli so oft bewiesen hat. Bis Dezember 1915 hatten die Engländer nach eigenen Angaben einen Verlust von 4985 Offizieren und 108,008 Mann; auch die Verluste der Franzosen waren furchtbar, alle ihre Bataillone hatten Dreiviertel ihres anfänglichen Bestandes verloren. Die englisch-französische Flotte hatte ebenfalls durch die Vernichtung oder ernsthafte Beschädigung zahlreicher zum Teil bester und größter Schiffe schwer gelitten. Die Erfolglosigkeit der mit so großen Hoffnungen unternommenen Expedition trat klar zutage, und in der Nacht vom 8. zum 9. Januar 1916 flüchtete der Rest der nach den Dardanellen gezogenen englisch-französischen Hilfstruppen auf bereitstehende Schiffe, die sie in die Heimat oder auf andere Kriegsschauplätze brachte.

Die Vernichtung der türkischen Flotte ist den Russen nicht geglückt, auch nicht die Eroberung Kleinasien, die Aussicht auf die Eroberung Konstantinopels ist heute geringer denn je. Desgleichen sind die gewaltigen Anstrengungen der Engländer und Franzosen ohne jeden Erfolg geblieben. Der siebente Krieg Rußlands gegen die Türkei hat den Angreifer und seine Helfer bis jetzt ihrem Ziele nicht näher gebracht, dagegen haben sie die empfindlichsten Verluste an Menschen und Kriegsmaterial sowie an Kriegsschiffen aller Größen erlitten. Die Türkei hat dank dem nationalen Aufschwung und der Kriegstüchtigkeit einen Widerstand zeigen können, den die vereinigten Anstrengungen Rußlands und der Alliierten kaum in Zukunft werden brechen können.

Von einigen Mitteln der Kriegstechnik und deren Verwendung.

(Fortsetzung.)

Daß gegnerische Flieger natürlich alles versuchen werden, um die Ballonbeobachtung zu stören, und das unbetene „Auge“ zum Verschwinden zu bringen, dürfte einleuchten. Und doch ist ihm gar nicht so leicht beizukommen, wie der Uneingeweihte glaubt. Wir besitzen über den Kampf zwischen Fesselballon und Flieger eine lebhaft Schilderung des deutschen Unteroffiziers Bürgel, die vor einiger Zeit im „Berner Tagblatt“ zu lesen war:

Die Sonne flimmert über den sanften Hügelwellen der Champagne. Trotz der frühen Morgenstunde liegt schon ein weißlicher Dunst zwischen den blumigen Wiesen und den Kreidefelsen am Horizont, mit ihren dunklen Nadelwäldern. Schnurgerade zieht in der Ferne eine Pappelreihe dahin, wie ernste Wächter stehen die verwitterten Baumriesen, da, wo sich die Straße wie ein weißer Faden nach dem vielumstrittenen Tahure durch das Gelände windet. Hier vorn liegt das Gewirr von Schützengraben und Sappen, hier schmiegen sich an die Hügelsenkungen die Artilleriestellungen, und weiter zurück — im Waldboden eingegraben — verbergen sich wie Ameisenhaufen die Ruhelager der Infanterie.

Von all dem freilich sieht der Wanderer, der diessseits über die Höhen steigt, keine Spur. Käme nicht dann und wann von vorn ein dumpfes Grollen, das den Abschluß eines schweren Geschützes, den schweren Einschlag einer Granate ankündet, man könnte wähnen, im tiefsten Frieden diesen zwar armen, aber nicht uninteressanten Landstrich Frankreichs zu durchqueren. Die für das moderne Schlachtfeld charakteristische „Leere“ täuscht allerdings nur den Nichtmilitär, aber sie erschwert auch ungemein die Beobachtung der feindlichen Maßnahmen und Stellungen, und das ganz besonders in diesem Hügellande der Champagne, wo Geländewelle hinter Geländewelle sich türmt und Waldkulissen den Einblick in die engen Talmulden verwehren. Die Aüsspähung der feindlichen Artilleriestellungen, das Einschießen auf die Batterien, Schützengräben und Lager des Gegners verursacht enorme Schwierigkeiten, ja wäre in vielen Fällen unmöglich, wenn der Feuerleitung nicht jene „künstlichen Augen“ zur Verfügung ständen, die dieses Labyrinth von Bergketten, Mulden und Waldkulissen zu durchdringen vermögen: die Flieger und die Fesselballons.

Wie der Adler aus großer Höhe seine Opfer erschaut, blickt der Beobachter im Flugzeug und Fesselballon noch auf beträchtliche Entfernungen fast senkrecht in die feindlichen Stellungen hinein, und was sich hinter Berg- und Waldkulissen dem Artilleriebeobachter in der Ebene oder auf bescheidener Anhöhe verbarg, tritt zutage. Was Flieger und Ballonbeobachter in diesem Kriege in Bezug auf Aufklärung leisteten, das wird erst nach Beendigung des großen Ringens recht zu würdigen sein, wenn über die angewandten Mittel und Methoden Näheres gesagt werden kann. Und weil das Flugzeug und das Luftschiff heut in aller Mund sind, da sie alle Augen auf sich lenken, während der moderne Fesselballon in breiteren Kreisen kaum bekannt ist, soll einmal von diesem wichtigen Kriegsgerät gesprochen werden. Wie wichtig es ist, erhellt aus der Tatsache, daß die Franzosen, die bei Beginn des Krieges nur wenig alte Kugelballons besaßen, schnell die Drachenballons, die in allen Einzelheiten eine durchaus deutsche Erfindung darstellen, nachahmten. Bei ihrer letzten großen Offensive hatten sie allein in der Champagne vierzehn dieser mächtigen „Luft-Elephanten“ am Himmel schweben.

Und wie gesagt: hier, in diesem unübersichtlichen Hügellande, erweisen sie sich besonders nützlich. Drüben, jenseits der blauschwarzen Höhen sehen wir sie da und dort aus dem weißlichen Dunst des heißen Vormittags hervortreten, diese gekrümmten blauen Raupen. Das sind die „Argusaugen“ der Franzosen, wie sie der Artilleriekommandeur da vorn, der sie aus guten Gründen nicht sehr gern sieht, getauft hat. Aber hier, dicht vor uns, können wir diese eigenartigen Beobachtungsstationen für das Luftreich deutlicher studieren. In der Talsenke ist geschäftige Bewegung. Eine Feldluftschifferabteilung ist aufgefahren; ein verwickelter Apparat, eine Unzahl Gefährte, Geräte und Maschinen, die nur durch eine geübte mit technischen Dingen vertraute Mannschaft zu bedienen sind. Kommandos schallen herüber, ein eiliges Hin und Her; das scharfe Zischen ausströmenden Gases wird hörbar; eine mächtige feldgraue Masse bläht sich auf, wölbt sich, zittert und wogt im Wind- und Gasdruck. Die

Mannschaft hat alle Mühe, das wurstförmige Untertum zu bändigen, das — wie belebt vom leichten Gase — in sein Reich aufsteigen will. Die Halteleinen straffen sich, mächtige Trommeln mit Stahlseilen werden angeschlossen, der Korb, der die Ballonbeobachter trägt, sorgfältig in starke Knebel eingehängt, eine Telephonleitung eingebaut. Mit genauen Karten und Photographien des feindlichen Geländes und mit guten Ferngläsern ausgestattet, besteigen die Offiziere den Korb. Noch ein prüfender Blick gleitet über alle Kabel und Leinen — ein scharfes Kommando, die Mannschaften treten zurück — der Ballon steigt empor.

An tausend Meter hoch schwebt er über der Landschaft. Ein Blickfeld von über 40 Kilometer Durchmesser liegt unter den Beobachtern. Die Champagne ist ihnen zu einer Reliefkarte geworden, die Ferne greifbar nahegerückt, das Gewirr von Schützengräben und Sappen, das die weiße Kreide bloßgelegt hat, erscheint von hier oben wie die ersten unbeholfenen Häkelversuche eines Schulkindes. Veränderungen, die der Feind an seiner Stellung getroffen hat, werden sichtbar; aber vor allem gilt das scharfe Ausspähen dem Bahnverkehr drüben hinter der feindlichen Linie und den Batteriestellungen der Franzmänner.

Aber die da drüben haben dieses scharfe Auge in der Luft hinter der deutschen Stellung längst bemerkt. Sie wissen, daß heute abend oder morgen wieder einige ihrer neuesten, mit Mühe vorgebrachten Geschütze unter sicherem Feuer liegen werden. Und schon erscheint fern am Horizont ein winziger grauer Strich in der Luft, der langsam näher kommt. Der Posten oben auf dem sanften Hügel aber, der als Fliegerbeobachter aufgestellt ist, hält trotz der schläfrig machenden Mittagshitze die Augen offen. Im scharfen Glase erkennt er schnell das französische Flugzeug mit seinem charakteristischen offenen Schwanzteil. „Feindlicher Flieger“, tönt es laut durch die Stille. Die Mannschaften unten am Wiesenrain springen auf, eilen an ihre Plätze, bereit, den Ballon einzuholen. Der Kommandeur unterbricht sein Telefongespräch mit dem Gefechtsstand der Artillerie da vorn, um die Situation besser überwachen zu können, denn der feindliche Flieger ist ein nicht zu unterschätzender Gegner; eine einzige, gut gezielte Bombe kann den Ballon vernichten, einen großen Teil der Mannschaft, die ja ohne Deckung arbeiten muß, außer Gefecht setzen.

Schnell kommt das Flugzeug näher. Alle Augen sind nach oben gerichtet; bald hört man deutlich das Surren der Maschine. Aber der etwas schwerfällige, graue Riese da oben ist doch nicht ohne jeden Schutz. Schon knallen die ersten Schüsse der Fliegerabwehrbatterien in seiner Nähe; man hört das merkwürdige Zischen der die Luft durchsaugenden Schrapnells; droben erscheinen die weißen Sprengwolken, der Knall der Explosionen in Wolkenhöhe wird hörbar. Immer besser schießt sich die Batterie auf den pfeilschnell in großer Höhe dahineilenden Flieger ein, immer näher liegen die Sprengwölklein vor der Flugbahn des kühnen Seglers da droben. Der ändert fortwährend seine Richtung und Höhe, verbirgt sich in Wolken, und es wird deutlich, welche enormen Schwierigkeiten der Fliegerabwehr oder gar dem Fliegerabschuß entgegenstehen.

Da entsteht dem Franzosen droben ein neuer Gegner: Ein deutsches Kampfflugzeug ist aufgestiegen und zieht in schnellster Fahrt näher. Der Flieger, der den Ballon fast erreicht hat, wendet. Sein Angriff ist abgeschlagen; er verschwindet wieder jenseits der Höhen bei Perthes.

Der Ballon, der während der Annäherung des Feindes langsam etwas tiefer gezogen wurde, steigt wieder empor. Stunden sind vergangen, die Sonne sinkt tiefer, da tönt aufs neue der alarmierende Ruf des Fliegerpostens. Abermals erscheint der Aeroplan des Feindes. Die Franzosen haben es sich in den Kopf gesetzt, den grauen Elephanten da drüben jenseits des Tales von M. herunterzuholen. Seit mehreren Tagen schicken sie einen ihrer erprobtesten Flieger, einen wahren Teufelskerl, und es scheint wirklich, als ob dieser Tag der Feldluftschifferabteilung hinter M. gefährlich werden wollte.

Mit großer Schnelligkeit kommt die Maschine näher, wohl 3000 Meter hoch zieht sie dahin, um nach Möglichkeit dem Wirkungskreis der Abwehrbatterie zu entgehen. Die feuert Schuß auf Schuß und tut ihr möglichstes, aber sie kann es nicht verhindern, daß sich das Flugzeug geradewegs dem Ballon unaufhaltsam nähert. Die Männer da unten auf dem blumigen Wiesenplan stehen — vom Kommandeur herab bis zum jüngsten Kriegsfreiwilligen — auf ihrem Posten, und sie alle wissen, daß es diesmal ernst wird, daß der hartnäckige Franzose da oben keinen Erkundungsflug unternimmt, sondern Bomben mit sich führt und alles daransetzt, auch sein eigenes Leben, um den Ballon und die Abteilung zu vernichten. Der Angriff kommt dem Kommandeur nicht unerwartet; ist doch auf die Meldung der Abteilung hin gestern und vorgestern einer der wichtigsten Stützpunkte des Feindes unter schweres Feuer genommen worden. Die höflichen Franzosen werden es sich nicht nehmen lassen, die freundlichen Grüße zu erwidern. So hat denn der Führer der Abteilung — in Vorahnung der Angriffe — am Tage vorher Deckungsgräben anlegen lassen, die wohl einigen Schutz bieten, aber doch naturgemäß nur einen kleinen Teil der Gefahr beseitigen. Noch weniger wohl ist dem Beobachtungsoffizier oben, 1000 Meter hoch, in seinem Korbe zu Mute, dem kleinen schneidigen Oberleutnant. Ihm ist der Feind am nächsten, und wenn sein Geschoß den Ballon trifft, ist an Rettung nicht zu denken.

Der Kommandeur ist vor einen schwierigen Entschluß gestellt, der in wenigen Sekunden gefaßt sein muß. Läßt er den Ballon bis zur Erde einholen, so setzt er die ungedeckt arbeitende Mannschaft und den Ballon selbst der größten Gefahr aus; läßt er den Ballon in der bedeutenden Höhe stehen, so können Ballon und Beobachter verloren sein.

Der Flieger umkreist bereits in einem weiten Bogen sein Opfer, wie ein Habicht schraubt er sich langsam niedriger. Die Abwehrbatterie hat aufgehört zu feuern, sie würde jetzt dem Ballon gefährlicher werden als dem Flieger; die Situation spitzt sich zu.

Ein scharfes Kommando ertönt: „Ballon bis auf 100 Meter Höhe einholen!“ Der Kommandeur hat einen Ausgleich, und, wie der Enderfolg zeigt, einen glücklichen Ausgleich gefunden. Die Leute arbeiten mit äußerster Geschwindigkeit. Die Winde rasselt, surrend rollt sich das Kabel auf, der Ballon wird

größer und größer: deutlich wird das Gesicht des Beobachters im Korbe sichtbar. „Hundert Meter!“ — die Winde hält — und der Flieger steht fast senkrecht über dem Ballon. Und nun kommt das erlösende Wort für die Mannschaften: „Alles in Deckung!“ schallt die Stimme des Kommandeurs über den Platz, und alles bringt sich eilend in Sicherheit.

Es ist plötzlich totenstill geworden, nur das leise Surren des Aeroplans, der immer tiefer steigt, den günstigsten Augenblick für den Bombenabwurf erwählend, dringt aus der Höhe nieder. Dann aber setzen die beiden Maschinengewehre der Abteilung ein. Ihr wütendes Hämmern hallt zwischen den Waldstücken wider, und ein merkwürdiger Doppelklang gibt dem Aviatiker droben die wenig tröstliche Gewißheit, daß auch ein erbeuteter Franzose darunter ist. Aber heute ist ihm das Glück hold! Kein wichtiger Teil seiner Maschine wird beschädigt.

Die Männer unten sitzen geduckt, wie Hühner, wenn der Habicht kreist, in ihrem Deckungsgraben. Der Kommandeur nagt nervös an der Unterlippe: der nächste Moment muß über das Schicksal seiner Abteilung entscheiden. Hundert Meter hoch in der Luft pendelt der Beobachter, der das Schwert des Damokles in seiner modernsten Form über sich weiß, ohne es sehen zu können, denn der Ballon nimmt ihm den Höhenblick.

Tiefe Stille — — der Flieger scheint unbeweglich zu stehen — — und jetzt blinkt droben im Sonnenlicht etwas silbern auf. Ein leises Pfeifen — — es wächst und wächst — — wird zum Sausen und Brausen — — zum Heulen — — Sekunden nur, und doch dünkt es denen drunten eine Ewigkeit. Allerlei wirbelt durch die hundert Köpfe der Leute im engen Graben, unter den Stämmen der Eichen. Und jetzt ein furchtbarer Einschlag! Die Bombe hat den Boden erreicht. Blauer, stinkender Rauch verhüllt die Szenerie. Man kann nicht sehen, was geschehen ist. Ein neues Pfeifen, Brausen und Heulen. Sekunden später ein neues, gewaltiges Dröhnen: die zweite Bombe. Augenblicke nur, eine dritte folgt!

Blaue Rauchschwaden durchziehen das Tal, verhüllen alles ringsum. — Tiefe Stille, dann ein merkwürdiges Rauschen, ein silbernes Klingeln, ein leichtes Aufschlagen hier und dort: Hunderte von stählernen Fliegerpfeilen sausen nieder. Das Surren des Propellers droben wird lauter. Kein Zweifel, der Flieger entfernt sich. Der junge Leutnant, der unter den Buchenhecken des kleinen Hügels resigniert den Sturm über sich hintoben ließ, erhebt sich. Besorgt steigt er in die Mulde nieder. Noch verdeckt der abziehende Rauch die Kameraden und seine Leute, deren Geschick ihm am Herzen liegt wie sein eigenes. Der Ballon droben, das zeigt ein Blick, ist unversehrt und ebenso der Kamerad im schwankenden Korbe.

Und nun hebt sich der Vorhang! Der Kommandeur eilt über den Platz, die Leute springen aus dem Graben, von allen Seiten eilen aus benachbarten Ruhelagern und Lazaretten Aerzte, Sanitäter, Mannschaften herzu. Jeder wähnt, daß die drei wohlgezielten Bomben eine nicht geringe Zahl Opfer gefordert. Aber langsam erhellen sich die verdüsterten Gesichter! Ein Wunder ist geschehen! Nicht ein Mann ist verletzt. Haarscharf neben dem Ballon ist eine der Bomben niedergesaut!

Und nun kommt der Humor, der beste Freund des Soldaten, wieder zum Durchbruch. Unter Scherzen wird der graue Riese eingeholt. Die Sonne versinkt blutrot hinter den Kreidehügeln der Champagne. Als sie am nächsten Morgen die Höhen übersteigt, findet sie die graue Riesenwurst der Feldluftschifferabteilung im Tale jenseits M. schon wieder droben im Blauen. —

Fesselballons und Drachenballons, sowie die leichten Flugzeuge dienen fast ausschließlich nur der Beobachtung, die schwereren, die Kampfflugzeuge und die lenkbaren Luftschiffe dagegen sind furchtbare Waffen, umso furchtbarer als es sehr schwer hält, zu bestimmen, wohin das abgeworfene Geschoß fallen und wo es explodieren wird. Infolgedessen ist der moralische Erfolg oft genug größer als der materielle, wenn auch der letztere meist natürlich nicht der Wirklichkeit entsprechend gemeldet wird. Wir besitzen über die Art und die Wirkung von Angriffen durch Zeppeline auf London Mitteilungen, die trotz der Zensur den Weg in die Öffentlichkeit gefunden haben. Eine Broschüre von Franz Mahlke „Hoch in den Lüften. Dokumente aus großer Zeit“ (Concordia. Deutsche Verlags-Anstalt Berlin 1916), die jeder Soldat lesen sollte, enthält u. a. einen Ausschnitt aus dem „Allgemeinen Handelblad“, sowie einen anderen aus der „Tyd“ von Amsterdam. Letztere schreibt: . . . Nun ist es mit der Ruhe vorbei! Von allen Seiten ertönt Geläute, Fenster werden aufgerissen, Menschen laufen auf die Straße, und jeden befällt ein großes Angstgefühl. Hoch in der Luft, langsam vorwärts gleitend, schwebt ein Zeppelin, sicher vor den Geschossen der Abwehrkanonen und nur von den Strahlen der Scheinwerfer getroffen. Man hat das Gefühl einer vollständigen Machtlosigkeit, wenn man die Granaten senkrecht auf die Stadt fallen sieht. . . . Der Handelsblattkorrespondent erzählt: Es war zwischen 10 $\frac{1}{2}$ und 11 Uhr. Der Tag war ruhig und still gewesen, gefolgt von einem ebenso ruhigen wie schönen Herbstabend. Kein Blatt rührte sich, an dem wolkenlosen Himmel glänzte das Sternheer. Plötzlich krachte es. Zwei hart aufeinanderfolgende Kanonenschüsse, wahrscheinlich von den innert der Stadt aufgestellten Geschützen abgegeben, belehrten uns, daß ein Zeppelin uns einen Besuch abstatte. Etwas anderes konnte es nicht sein. Die schon zur Ruhe gegangenen Hausbewohner werden geweckt, auf der Straße entstand gleich Bewegung, allenthalben öffneten sich Haustüren und traten Leute heraus. „Zeppeline! Zeppeline!“, riefen alle und blickten nach dem Himmelsgewölbe. Bald erschienen Schutzleute, die von Haus zu Haus rannten und schrien: „Alle Lichter aus!“ Man wunderte sich indes, daß noch lange nicht alle Straßenlaternen ausgedreht wurden. Ich begab mich hinaus und sah zum Himmel auf. Da bemerkte ich hoch in dem Gewölke nach Osten hin einen der Zeppeline, eines der Ungeheuer, die Schrecken und Entsetzen in Feindesland tragen, Verheerungen anrichten und vielleicht Menschen töten. Das Luftschiff zeichnete sich in voller Länge ab. Es erschien wie ein Spuk, unbeweglich am Firmament, von Scheinwerfern beschienen, die von allen Seiten ihre Strahlen auf es warfen. Das Geschütz donnerte noch immer. Jedesmal sah man unter dem Zeppelin die Geschosse platzen wie Feuerstrahlen, die das stille Gespenst umgaben. Es blieb unbeweglich, scheinbar immer an der selben Stelle; die von unten auf es abge-

schossenen Schrapnelle konnten es wohl nicht erreichen. Von meinem Standpunkt in einem Außenquartier, wo ich weilte, konnte ich nur einen Zeppelin sehen, es waren ihrer aber sicher mehr, vermutlich drei, und es waren die beiden, die ich nicht sah, die ihr Zerstörungswerk über London verrichteten. Der dritte, der hier über der Vorstadt schwebte, hatte vielleicht den richtigen Kurs verloren, denn er warf Bomben auf ein Gebiet aus, auf dem nur Reihen von Landhäusern stehen und ein Teil des Geländes noch unbebaut daliegt. Die dort eingefallenen Bomben haben daher auch wenig Schaden angerichtet, Kaulen in den Boden gerissen, Fensterscheiben zum Springen gebracht, Türen aus den Angeln gehoben und selbstredend die ruhigen Einwohner gewaltig erschreckt.

In dem Teil Londons jedoch, wo die Zeppeline mehr Opfer fanden, wurde viel Sachschaden angerichtet, wie sich von selbst versteht, wenn man bedenkt, daß aus gewaltiger Höhe die Bomben auf einen dichtbebauten Stadtteil fielen. Zur Stunde des Angriffs war es im Herzen Londons noch nicht ganz still. In den Theatern und anderen Stätten der öffentlichen Unterhaltung waren noch viele Menschen. Plötzlich erloschen auf höheren Befehl alle Lichter. Die Vorstellungen mußten abgebrochen werden. Die Leute stürmten in die unbeleuchteten Straßen hinaus, auf denen die Omnibusse und Autodroschken im Dunkeln verkehren mußten. Jeder suchte so bald wie möglich heimzukommen. Wo der Angriff stattgefunden hatte, wußte man nicht genau, allein immer wieder vernahm man aus der Ferne das Knallen der platzenden Bomben und den Donner der Abwehrgeschütze. Gegen 11 $\frac{1}{2}$ Uhr war es aus. Die Zeppeline hatten offenbar ihren Vorrat an Bomben erschöpft. Das Geschützfeuer hörte auf. Die Leute kehrten in ihre Häuser zurück und legten sich zur Ruhe. Wer nicht wußte, wo es gewesen war, nahm an, daß er es nach einigen Stunden erfahren würde. Nur in dem beworfenen Teile der Stadt schlief man natürlich nicht. . . .

Der Korrespondent der „Tyd“ wundert sich darüber und behauptet, es sei ein Rätsel, wie die Luftschiffe die englische Hauptstadt hätten erreichen können, ohne angekündigt zu werden, und warum nicht ein Geschwader von Flugmaschinen ausgezogen sei, die Riesen zu vernichten. Darüber gibt ein Mitarbeiter des „Wiener Fremdenblatts“ Aufschluß, der darzulegen sucht, daß die englischen Aeroplanpatrouillen keineswegs Fiasko gemacht haben und daß es ja nicht etwa Nachlässigkeit oder gar Untüchtigkeit der englischen Flieger sei, die es den Großkampfluftschiffen möglich machen, ihre Fahrten über England auszuführen, ihre Geschosse abzuwerfen und dann oft genug ungehindert zurückzukehren. Die erste Nachricht, schreibt er, daß sich ein Zeppelin auf dem Wege nach England befindet, kommt meist von irgend einem entfernten Punkt an der englischen Küste. Auf diese Mitteilung hin steigt sofort eine Anzahl englischer Aeroplane auf. Nun kommen aber die Zeppeline meist in einer dunklen Nacht an, und ihre Maschinengewehre schützen sie gegen einen Angriff von oben. Um überhaupt den Zeppelin zu treffen, müssen die Aeroplane höher steigen als das Luftschiff. Das letztere aber kann leicht eine Höhe von 11,000 Fuß erreichen und klimmt ohne Mühe nach oben, während der Aeroplan sich erst mühselig hinaufschrauben muß. In der Dunkelheit steigt nun der

englische Patrouillenflieger auf und wartet bis er das Geräusch des nahenden Riesen hört. Er kann aber meist infolge des ungeheuren Lärms, den sein eigener Motor macht, nicht unterscheiden, aus welcher Richtung der Zeppelin kommt und ist nur auf Vermutungen angewiesen. Bei klarem Wetter natürlich und bei Mondschein hat er es leichter, denn dann kann er selbstverständlich die Umrisse des Luftschiffs deutlich sehen. Hingegen kann das letztere, wenn es ihm paßt, jederzeit den Motor abstellen, und bei der tiefen Stille, die dann eintritt, hört dessen Besatzung ohne Schwierigkeit das Geknatter des feindlichen Motors. Der Zeppelin läßt hierauf seine Scheinwerfer spielen und seine Maschinengewehre arbeiten, und dann ist das Flugzeug einfach verloren, wenn es nicht schleunige Flucht vorzieht.

Ein englischer Flieger, der kürzlich mit einem Lenkballon kämpfte, bestätigt die Darlegung in allen Teilen und erzählt, wie er einmal nur auf das Geräusch des unter ihm befindlichen Zeppelins hin einige Bomben fallen ließ, aber sein Ziel in den Wolken vollständig verfehlte und schließlich nach stundenlangem Aufenthalt in der Luft völlig resultatlos zurückkehren mußte.

(Fortsetzung folgt.)

„Offiziers-Ehre“.

Vor kurzem wurden durch viele Schweizer Zeitungen zwei Vorkommnisse, die im Offizierskorps vorgekommen sein sollen, der Oeffentlichkeit preisgegeben. Meinungsäußerungen der Redaktionen, die sich vielfach mit einem gewissen Heißhunger auf solche Militär-Affären stürzen, blieben nicht aus; es folgten Stimmen aus dem Publikum, die zum Teil von in „angesehener Stellung stehenden Offizieren“ stammen sollen. Man geizte dabei nicht mit gegen Bundesrat und Armeeleitung gerichteten Vorwürfen. Alles das muß jeden Offizier und jeden Schweizerbürger, dem das Ansehen unserer Armee am Herzen liegt, tief betrüben. Ob sich die Verhältnisse tatsächlich so verhalten, wie sie in den verschiedenen Blättern zum Ausdruck kamen, kann von Außenstehenden nicht beurteilt werden. Bei der aber schon so oft vorgekommenen, stark übertriebenen oder ganz entstellten Darstellung ähnlicher „Affären“ ist ein gewisses Mißtrauen hier wohl berechtigt.

Was aber in der uns vorliegenden Darstellung beinahe ebenso betrübend ist, wie die Geschichte an sich, ist die scheinbar verbreitete Ansicht, man wolle an maßgebender Stelle eine *besondere Offiziers-ehre* erschaffen. Man scheint es auch ganz in der Ordnung zu finden, man erachtet es sogar als eine besonders mutvolle Tat, wenn ein Offizier unserer Armee, der mit seinem Vorgesetzten oder mit dessen Dienstbetrieb usw. unzufrieden ist, seiner Verstimmung in einer Tageszeitung freien Lauf läßt. Wie weit das zutrifft im vorliegenden Fall, wissen wir nicht; wir erachten es aber für notwendig, den Begriff Offiziers-ehre an diesem Beispiel kurz zu erläutern:

Eine besondere Offiziers-ehre will in unserer Armee von gar keinem vernünftig denkenden Menschen eingeführt werden, weil es eine solche gar nicht gibt. Der Offizier muß aber, weil er als Erzieher auftreten und wirken muß, und weil das Volk, mit vollem Recht, an seinen Charakter sehr hohe Anforderungen stellt, über ein sehr hoch ent-

wickeltes Ehrgefühl verfügen. Der Bürger als Offizier muß ununterbrochen daran denken, daß die Augen des ganzen Schweizervolkes auf ihn gerichtet sind, und daß von diesem auch scheinbar kleine Vergehen gegen die allgemeinen Vorschriften der menschlichen Gesellschaft beim Offizier nicht geduldet werden, auch wenn das Vergehen derart ist, daß es im bürgerlichen Leben ganz unbeanstandet bleiben würde. Ein solches Ehrgefühl, das solcher Kontrolle standhält, in unser Offizierskorps hinein zu bringen, ist eine der wichtigsten Aufgaben unserer Offizierserziehung; man mag das nun Offiziers-ehre nennen oder auch nur ganz allgemein Ehrgefühl; zu wünschen wäre, daß jeder ehrenwerte Schweizerbürger, ob in der Armee Offizier oder Soldat, ein so ausgeprägtes und hoch entwickeltes Ehrgefühl besitze.

Ein Mann, gleichgültig, ob in der Armee als Offizier eingereiht oder nicht, der über solche *Mannes-Ehre* verfügt, wird, wenn er mit seinen militärischen oder zivilen Vorgesetzten oder mit irgend welchen Verhältnissen unzufrieden ist, weil die Sache oder seine Person unter solchen Verhältnissen leidet, bevor er sich zu irgend jemandem (außer vielleicht seinem besten Freunde) darüber äußert, offen und ehrlich mit dem in Betracht fallenden Vorgesetzten zu sprechen suchen; er wird seine Bedenken und Klagen vorbringen, eventuell beschwert er sich. Erst wenn ihm solches Vorgehen den erwünschten Erfolg nicht gebracht hat, er aber weiter glaubt, im Interesse der Sache oder auch seiner Person seine Ansicht durchsetzen zu müssen, erst dann wendet er sich an die Oeffentlichkeit, wofür ihm die Tagesblätter zur Verfügung stehen.

So handelt ein Offizier und ein Mann, der mit Mut seiner Ansicht und seiner Persönlichkeit Gehör verschaffen will und der sich nicht scheut, seinem Vorgesetzten in die Augen zu sehen. Männer mit solchem Ehrgefühl will unser General als Offiziere und als Soldaten haben, das kommt in seiner Wegleitung über die Handhabung des Beschwerdere-Rechtes deutlich zum Ausdruck; wir können uns nicht denken, daß das Schweizervolk es anders will.

Ueber die häßliche zweite Geschichte soll hier nicht weiter gesprochen werden; wenn der in der Presse wiedergegebene Sachverhalt richtig ist, so handelt es sich dort eben um Offiziere, die über die notwendige Mannes- und Offiziers-ehre nicht verfügen. Die Strafe wird nicht ausbleiben. A. W.

Eidgenossenschaft.

Neubesetzung hoher Truppenkommandos. Der Bundesrat hat in seiner Sitzung vom 13. Januar 1917 die folgenden Aenderungen in der Besetzung der höheren Truppenkommandos beschlossen:

1. Oberstkorpskommandant Isaak Iselin in Basel wird entsprechend seinem Ansuchen unter *Verdankung* der geleisteten Dienste vom Kommando des II. Armeekorps entlassen und unter die dem Armeekommando zur Verfügung stehenden Offiziere versetzt.

2. Zum Oberstkorpskommandant werden ernannt: Oberstdivisionär Eduard Wildbolz, bisher Kommandant der III. Division, und Oberstdivisionär Paul Schießle, bisher Kommandant der VI. Division.

3. Zum Oberstdivisionär werden ernannt: Oberst Fritz Gertsch, bisher Kommandant der Inf.-Brigade 6; Oberst Otto Bridler, bisher Kommandant der Gebirgsbrigade 18, z. Zt. Unterstabschef; Oberst Arnold Biberstein, bisher Kommandant der Gebirgsbrigade 15.